Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzeitung**

Band (Jahr): **97 (2018)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

ZS
Zürcher Studierendenzeitung
23.02.2018
#1/18

Im Austausch

Studieren auf der ganzen Welt

Leere Stühle
Die Lobby der Studis hadert

Spendierhosen
VSUZH finanziert dubiose Skripte

Zürich, 1918
Hundert Jahre Landesstreik

ZS

Pro Campus-Presse Award 2017

Wir sind die beste deutschsprachige Studierendenzeitung in Europa!

News

4—5 Studigelder für fragwürdige Skripte
Studiengebühren für Fachverein

5 Keine Heilung in Sicht
Das Medizinmuseum bleibt geschlossen

6 Frauengehirne
Studie «zeigt»: Frauen sind grosszügiger

7 «SRG and Chill»
Kommentar zur «No Billag»-Abstimmung

8—9 Nach Protesten wieder eingestellt
Studis wehren sich gegen die Entlassung ihres Dozenten

10—11 Schwere Zeiten im VSS
Studi-Lobby stösst auf Desinteresse

Thema

16 Höflicher Austausch
Orang-Utan-Forscher in der Schweiz

18 Vom Austausch berauscht
In Glasgow studiert es sich wild

19—20 Gefahr am Horizont
Noch profitiert die Schweiz von Horizon

21 Einfach mal ins Ausland
Gute Organisation ist unabdingbar

22 Chronik des Austauschs
Die bewegte Geschichte Schweiz–Erasmus

23 Wer sich mit wem verträgt
Fächer und ihre jeweiligen Partnerunis

Kultur

24—25 Als die Schweiz streikte
100 Jahre Schweizer Landesstreik

28—29 Lernen zwischen vielen Büchern
Hier lässt es sich lernen!

30 Gesungene Pastelltöne
Sophie Louise macht Popmusik

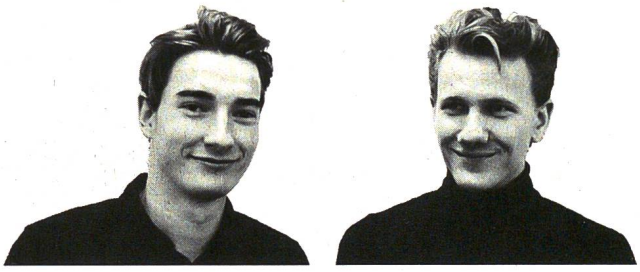
31 Einfluss nach dem Abschluss
Influencer gibt es auch offline

11 Comic 12 Proto-Prof 12 Impressum
13 Senf der Redaktion 26 Amore
26—27 Kulturspalten

Wehmut — Die Semesterferien sind lang. So lang, dass man glatt eine Weltreise unternehmen könnte. Doch für die ZS stimmt das nicht. Denn wir gehen nirgendwohin. Gewiss, wir schicken unsere Leute für eine Reportage nach Berlin (S. 8). Wir aber bleiben hier. Um noch tiefer in die Uni einzudringen und das zutage zu fördern, was im Verborgenen lag. Wie zum Beispiel die dubiosen Geschäfte des Fachvereins Psychologie (S. 4). So vergehen die Ferien, ohne dass wir grosse Sprünge gemacht hätten. Das hindert uns indes nicht daran, über den Tellerrand zu blicken. Deshalb haben wir uns des Themas «Austausch» angenommen. Zugegeben: Vielleicht ist auch ein bisschen Wehmut der Zuhausegebliebenen im Spiel, wenn wir recherchieren, was vor einem Austauschsemester zu tun ist (S. 20). Aber das macht nichts. Denn es stimmt nicht ganz, dass wir nirgendwohin kommen: Im Sommer fahren wir nach Bonn. Dort erwartet uns der erste Preis des Pro Campus-Presse Award für die beste Studierendenzeitung im deutschsprachigen Raum. Vor zwei Jahren waren wir noch Dritte geworden, jetzt haben wir gewonnen. Was kommt als Nächstes? Erst mal ein neues Semester. Und eine neue ZS. Viel Vergnügen bei der Lektüre.

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Der VSUZH stopft Löcher in der Kasse des Fachvereins Psychologie.

Studigelder für fragwürdige Skripte

Der Fachverein Psycholgie verkaufte Skripte über den Studiladen. Weil dieser pleite ist, zahlt nun der VSUZH. Das kostet die Studis 5'000 Franken.

Gian Heimann (Text) und Oliver Camenzind (Bild)

Es sind die gleichen Schlaumeier, die sich für die Deutschmatura mit Koenigs-Erläuterungen eindeckten. Viele Studierende versuchen ihre Noten durch zusätzliche Lernmaterialien zu optimieren. Während sogenannte schwarze Skripte früher noch durch die Hörsäle zirkulierten, sind sie heute im Internet auffindbar. Einige Studierende sind auch bereit, dafür tief in die Tasche zu greifen. Ergänzende Materialien wie Zusammenfassungen, Skripte oder Karteikarten sind für Geld zu haben. Angeboten werden sie von privaten Unternehmen. Das ist durchaus problematisch.

Geschäft mit der Angst

Neben den Lehrmitteln, die ausgewiesene Fachleute, nämlich die Dozierenden, zur Verfügung stellen, sind auch Lernmittel erhältlich, welche bessere Chancen bei der Prüfung versprechen. Das erzeugt Druck auf alle Studierenden, die sich um

ihre Noten sorgen. Eine andere Frage ist, ob die Lernmittel auch halten, was sie versprechen. Getrieben wird das Geschäft wohl zu einem guten Teil auch von der Prüfungsangst ebendieser Studierenden. Es erstaunt nicht, dass besonders Studierende der Assessmentstufe grosser Studiengänge gerne auf solche Materialien zurückgreifen. Je grösser und wichtiger eine Klausur, je uniformer die Fragen – gerade bei Multiple-Choice – und je mehr reines Wissen gefragt ist, desto einfacher ist es, sich spezifisch auf die Klausur vorzubereiten. Auch für Dozierende kann es störend sein, wenn vermehrt mit nicht autorisierten Materialien anstelle ihrer Unterlagen gelernt wird.

Selbst wenn das Lernmittel explizit für einen Kurs bestimmt ist und sich auf dessen Unterlagen stützt, wird es für die Dozierenden schwierig, sich zu wehren. Die Urheber haben lediglich auf die Darstellung ihrer Unterlagen ein Recht, nicht auf den Inhalt. Für die Studierenden selbst stellt sich ein anderes Problem: Wer garantiert, dass die so erworbenen Informationen korrekt und aktuell sind? Und wer haftet im Zweifelsfall?

Nachfrage ist vorhanden

Als einziger Fachverein mischt auch der Fachverein Psychologie (FAPS) in dem Geschäft mit. Seit rund zehn Jahren sammelt dieser von Studierenden geschriebene Zusammenfassungen, welche dann vom Vorstand zum Verkauf geprüft werden. Derartige Skripte sind zu fast allen Veranstaltungen der Assessmentjahre sowie einigen der Aufbaustufe erhältlich und kosten um die 17 Franken. Ein Teil des Gewinns geht an die Verfasserin oder den Verfasser, den Rest verwendet der FAPS für Veranstaltungen. «Die durch uns geprüften Zusammenfassungen stos-sen auf Nachfrage. Gerade Studierende der Assessmentstufe kaufen und schätzen unsere Skripte, obwohl es im Internet auch kostenlose Zusammenfassungen gibt», sagt Sascha Sauer, Vorstandsmitglied des FAPS. Auch von Seiten des Psychologischen Instituts äussert man sich positiv über den Dienst des Fachvereins. Insbesondere werde von den Dozierenden geschätzt, dass in den Skripten klar vermerkt ist, dass die Inhalte nicht von den Professorinnen und Professoren überprüft sind und diese somit nicht für Fehler belangt werden können. Zudem würden für Veranstaltungen von Dozierenden, die das nicht wollen, keine Skripte verkauft.

FAPS bleibt auf seinen Kosten sitzen

Den Druck der Skripte besorgte bis anhin die Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich (ZSUZ), verkauft wurden sie im Studentenladen ebendieser sowie direkt im Büro des Fachvereins. Anfang des Semesters schoss der Fachverein jeweils die Druckkosten vor, Ende Semester floss dann der Verkaufserlös zurück in die Kassen. Mit dem Konkurs der ZSUZ letzten Herbst blieb der Erlös jedoch aus. In seiner misslichen Lage entschied sich der FAPS, der eine jährliche Bilanzsumme von über 50'000 Franken verzeichnet, beim VSUZH einen Antrag über die Höhe des entgangenen Erlöses zu stellen. Das sind rund 5'000 Franken.

> «Uns trifft keine Schuld am Konkurs der ZSUZ. Deshalb hielten wir eine Unterstützung vom VSUZH für angemessen.»

«Der VSUZH betreibt eigens einen Fonds, der für die Fachvereine bestimmt ist. Da uns keine Schuld an dem Konkurs der ZSUZ trifft, hielten wir es für angemessen, vom VSUZH auf diese Weise unterstützt zu werden, damit uns künftig das Geld für Veranstaltungen nicht fehlt», argumentiert Sauer, der auch Ratsmitglied des VSUZH ist. Zudem stehe der VSUZH aufgrund der personellen Verflechtung in einer «moralischen Verpflichtung», da regelmässig ehemalige Ratsmitglieder des VSUZH in den Stiftungsrat der ZSUZ gewählt wurden und dort die Mehrheit stellten.

Kein Notgroschen für Fachvereine

Tobias Hensel, langjähriges Ratsmitglied des VSUZH, welches sich gegen den Antrag aussprach, muss schmunzeln. Beides sei im Grunde korrekt. Die ZSUZ und der VSUZH hätten eine lange Geschichte des Zusammenlebens. «Die ZSUZ wollte jedoch auch bei seiner Neugründung immer unabhängig vom VSUZH bleiben.» Der genannte Fonds sei für die Realisierung besonderer Projekte von Fachvereinen bestimmt. Der FAPS hätte also für die Durchführung bestimmter Veranstaltungen Geld beantragen können. Als Notgroschen für Fachvereine, die sich in unerspriessliche Geschäfte verwickelt haben, sei der Fonds aber nicht gedacht. Zudem sei der geforderte Betrag unüblich hoch.

Tatsächlich mag sich manch eine und manch einer wundern, weshalb der Antrag denn auf den Verkaufserlös – also den Ladenpreis mit Marge – und nicht etwa bloss auf die bereits bezahlten Druckkosten gestellt wurde. Daran habe man nicht gedacht, sagt Sauer. Jedoch helfe der Gewinn ja gerade dabei, einen kleinen Teil der Veranstaltungen für alle Studierenden zu finanzieren. Auch im Rat des VSUZH scheint man sich darüber keine Gedanken gemacht zu haben. Zwar gab es eine Wortmeldung, den Antrag auf eine tiefere Summe zu kürzen, diese blieb jedoch unbeantwortet. Weitere Wortmeldungen appellierten an die Solidarität gegenüber den Fachvereinen. Daraufhin erhörte man das Anliegen des FAPS. So hat der VSUZH dem FAPS fast diskussionslos nicht nur den Verlust amortisiert, sondern auch noch den entgangenen Gewinn seiner Geschäfte eingefahren.

Verpufftes Geld

Der Fachverein Psychologie kann somit von Sorgen befreit ins neue Semester starten. Falls ihm aus der Konkursmasse der ZSUZ noch Geld zukommen sollte, werde man dieses dem VSUZH zurückzahlen. Jener wird allerdings besser daran tun, damit zu leben, dass das Geld verpufft ist. Es ist klar, dass eine solche Zuwendung forderungslos geschieht. Als Dank wurde versprochen, das VSUZH-Logo künftig auf die Skripte zu drucken. Ein Signal an andere Fachvereine, sich aus dem Geschäft mit Skripten herauszuhalten, ist das mit Sicherheit nicht. Es sei ihm nicht darum gegangen, dass der FAPS einen Schuh voll aus der Sache herausziehen solle, sagt Hensel, «es wäre aber begrüssenswert, wenn sich der FAPS das Geschehene zum Anlass nimmt, seine Verantwortung gegenüber den Studierenden und der Universität zu überdenken.» ◊

Keine Heilung in Sicht

Nach der Affäre Mörgeli wurde das alte Medizinhistorische Museum geschlossen. Seither herrscht Ratlosigkeit, was damit geschehen soll. Die Uni hüllt sich in Schweigen.

Sebastian Helbig (Text) und Reto Heimann (Bild)

Eingang zum Museum, das keines mehr ist: das Museum Medizin.

Alles fing 2011 mit dem Jahresbericht zum Zustand des Medizinhistorischen Instituts von Flurin Condrau an. Der Leiter des Instituts deckte schwere Mängel in der Ausgestaltung und Instandhaltung des Medizinhistorischen Museums auf, für das Christoph Mörgeli verantwortlich war. Als der «Tages-Anzeiger» am 11. September 2012 einen Artikel über diese Vernachlässigungen brachte, kam die Sache gross raus. Die Story zog nicht nur eine Flut von weiteren Berichten nach sich, sondern führte auch zur Entlassung Mörgelis. Heute, mehr als fünf Jahre später, sind die Räumlichkeiten, unter dem neuen Namen Museum Medizin, noch immer geschlossen. Weshalb?

Jahre alte Medienmitteilungen

Der einzige Anhaltspunkt, den Interessierte in Bezug auf das Museum Medizin erhalten, sind Jahre alte Medienmitteilungen der Universität Zürich. So hiess es am 6. Mai 2014 Folgendes: «Für die zukünftige Ausgestaltung des Medizinmuseums wird jetzt ein Konzept entwickelt.» Dieser kaum verwertbaren Aussage ging aber schon ein Bericht in der Zeitung «Südostschweiz» vom 5. Dezember 2013 voraus, in welchem der Übergangsleiter des Museum, Otfried Jarren, kühne Pläne einer Museumsmeile darlegte, die auch am Wochenende Besucherinnen und Besucher anziehen sollte.

Was bedeutet «vorläufig»?

Aus diesen Plänen ist ganz offensichtlich nicht viel geworden. Noch heute bleibt das Museum geschlossen. Seine Zukunft ist zudem noch unsicherer geworden, wie eine weitere Medienmitteilung der Universität Zürich vermuten lässt: «Die nach der Auflösung des Medizinhistorischen Instituts und Museums angekündigte Schaffung eines Medizinmuseums wird aufgrund der gegenwärtigen Finanzlage zugunsten des Naturmuseums vorläufig zurückgestellt.» Diese Mitteilung wurde am 7. Juli 2016 veröffentlicht, seitdem herrscht wieder Funkstille. Was mit der Zeitangabe «vorläufig» gemeint ist, bleibt unklar. Fakt ist aber, dass nach über eineinhalb Jahren dieses «vorläufig» noch immer im Raum steht, ohne dass Weiteres zum Medizinmuseum bekannt geworden wäre.

Wer trägt die Verantwortung?

Antworten auf offene Fragen erhofft man sich vom jetzigen Direktor des Museums Medizin, Professor Frank Rühli. Dieser ist jedoch nicht zu einem Interview bereit und verweist lediglich auf die Medienstelle der Universität Zürich.

Doch bei der Medienstelle ist auch nicht viel mehr in Erfahrung zu bringen. Auf die Bitte, mit einem Verantwortlichen persönlich sprechen zu können, wird gar nicht eingegangen. Auch die Besichtigung des Museums in seinem augenblicklichen Zustand sei nicht möglich, da es anderweitig genutzt werde.

Seit der Mörgeli-Affäre vor mittlerweile mehr als fünf Jahren hat sich also noch nicht viel getan, das Projekt Medizinmuseum scheint vorerst oder sogar endgültig auf Eis gelegt zu sein. Das wäre an sich ja noch annehmbar, wenn nicht die Kommunikation derart undurchsichtig wäre.

Damit bleiben diverse Fragen unbeantwortet: Wann wird das Museum Medizin wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht? Wird es überhaupt jemals eröffnet werden? Und wenn ja: in welcher Form? Wie werden die Räumlichkeiten momentan genutzt? Und wer ist eigentlich für das Museum verantwortlich? Es sind dies Fragen, wesentliche Fragen, die die Uni momentan offensichtlich lieber nicht beantworten will. ◊

Frauengehirne

Eine Studie behauptet, Frauen seien grosszügiger.

Lara Tschanz

Von multiresistenten Tuberkuloseerregern bis zu selbstständigen Drohnen – an der Universität Zürich wird alles Mögliche erforscht. Eine neuere Errungenschaft ist die Studie, die belegen soll, dass Frauen grosszügiger sind als Männer. Dies hat anscheinend mit einem anders funktionierenden Hirnareal zu tun. Doch inwiefern spielen soziale und kulturelle Aspekte eine Rolle?

Frauen sind grosszügiger als Männer

Ein Bereich in der Hirnmitte namens Striatum, der für die Bearbeitung von Belohnungen zuständig ist, ist bei jeder Entscheidung aktiv. Die Forschenden der Universität Zürich haben herausgefunden, dass das Striatum während der Tests bei Frauen stärker aktiviert wurde, wenn sie sich sozial und grosszügig verhielten. Bei Männern hingegen wurde das Striatum durch egoistisches Verhalten stärker aktiviert. Auf grosszügige Entscheidungen reagiert das Belohnungssystem der Frauen also stärker als jenes der Männer. Dies ist jedoch nicht die einzige denkbare Erklärung.

Soziale und kulturelle Aspekte

Für das unterschiedliche Verhalten von Frauen und Männern wurde zwar eine neurologische Grundlage gefunden, jedoch wird den äusseren und kulturellen Einflüssen keine grosse Beachtung geschenkt. Und dies, obwohl andere Studien sogar belegen, dass sich bei der Belohnung von sozialem und egoistischem Verhalten tatsächlich grosse Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturen zeigen. Deshalb muss man sich fragen, wieso sich die Forschungsgruppe die Mühe machte und viel in eine Verhaltensstudie investierte, um dann trotzdem nur die Hälfte der beeinflussenden Faktoren zu berücksichtigen. ◊

«SRG and Chill»

Gerade für die Jungen seien die Billag-Gebühren überflüssig, heisst es. Doch der eine Franken am Tag ist gut investiert.

Adelina Gashi und Jonathan Progin

Eine Demokratie wie die Schweiz braucht unabhängige Medien. Sie helfen, die eigene Meinung zu bilden, berücksichtigen alle Seiten und lassen sich nicht von Einzelinteressen steuern. Darum schätzen wir jungen Leute, auf die oft verwiesen wird, eben nicht nur Netflix, Spotify und Konsorten, sondern auch professionelles und marktunabhängiges Fernsehen und Radio. Während viel darüber diskutiert wird, dass die Gebühren – gerade für uns Junge mit wenig Geld – zu hoch seien, geht dabei unter, dass eben nicht darüber abgestimmt wird. Es geht nämlich nicht um eine Anpassung der Gebühren, sondern um die radikale Abschaffung. Der SRG würde der Stecker gezogen. Den gebührenfinanzierten Radio- und Fernsehstationen würden bei einer worttreuen Umsetzung der «No Billag»-Initiative Drei Viertel des bisherigen Budgets fehlen. Das ist nicht einfach Kleingeld, sondern ein existenzgefährdender Kahlschlag.

Ein grosser Franken

Für uns junge Leute bedeutet das, dass wir jährlich etwa 400 Franken sparen. Das könnten einige gut gebrauchen, aber seien wir ehrlich: Etwa ein Franken pro Tag für ein öffentlich-rechtliches Medium in der Schweiz ist nicht viel. An diesen Beitrag sind viersprachige Nachrichten und 34 private Lokalradios und regionale TV-Sender gekoppelt. Der Billag-Franken gibt also viel mehr her als zehn Stimorol-Kaugummis. Zudem sind Vorschläge von jenen, die behaupten, dass der Markt die Informationsbereitstellung reguliere, klar zu kurz gedacht. Wirtschaftliche Interessen und eine neutrale Berichterstattung sind nämlich nur schwer vereinbar, wie die aktuelle Lage der Schweizer Medienlandschaft verdeutlicht. So legte der Medienkonzern Tamedia seine Redaktionen zu drei Kompetenzzentren zusammen – aus Spargründen. Und das nur, weil der Inserateverkauf nicht mehr lukrativ ist, weil Facebook und Google den Zeitungen die Werbeeinnahmen abgrabe, weil die Gratiskultur den Medienmarkt erreicht hat.

Ein grosses Paket

Studierende leiden oftmals unter chronischem Geldmangel. Es ist aber nicht in erster Linie die Billag, die das Loch in der WG-Kasse verursacht. Wenn wir – wie von den Initianten vorgeschlagen – anstelle der SRG ein Abo-Modell installieren, würde alles viel mehr kosten. Dann hätten wir Abonnemente für verschiedene Sendungsformate: zum Beispiel für Informationsformate wie die «Tagesschau», «10 vor 10» oder «Echo der Zeit» oder Unterhaltungsshows wie die «Hitparade», «Glanz und Gloria» oder «Der Bestatter». Was wir aber nicht mehr hätten, wäre das umfassende SRG-Paket, das jedes Jahr neu auf die Beine gestellt wird. Warum sollten also Abos plötzlich Abhilfe schaffen?

Ein grosser Nutzen

Schliesslich werden häppchenweise gelesene Texte in sozialen Netzwerken nie die Lektüre eines fundierten Artikels von ausgebildeten Journalistinnen und recherchierenden Reportern ersetzen. Das ist die Gebühr es wert: Nein zu «No Billag». Und wer immer noch vom «Staatssender SRG» spricht, der oder die schiele mal in das nordkoreanische Fernsehen: Erst kürzlich gewannen bei den Olympischen Spielen die Schweizer Eishockeyspielerinnen mit 8 zu 0 gegen das nordkoreanische Team. Die TV-Moderatorin des diktatorisch regierten Landes erzählte begeistert vom vermeintlichen Kampfgeist der nordkoreanischen Sportlerinnen – ohne die hohe Niederlage gegen die Schweiz zu erwähnen. ◊

Studierende in Berlin protestieren gegen die Entlassung von Andrej Holm.

Nach Protesten wieder eingestellt

In Berlin entlässt die Uni einen Dozenten wegen angeblich falscher Angaben zu seiner Vergangenheit bei der Stasi. Daraufhin besetzen Studierende das Institut.

Nora Strassmann

Sabine Kunst, Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin (HU), trat am 17. Januar 2017 vor die Studierenden der Sozialwissenschaften. Sie gab ihnen die Entlassung von Andrej Holm bekannt. Die Antwort folgte prompt: Einige Studierende traten vors Rednerpult und erklärten die spontane Besetzung des Instituts.

Zum Rücktritt gezwungen

Andrej Holm war Dozent für Stadt- und Wohnungspolitik. Der «Spiegel» nannte ihn den «profiliertesten Gentrifizierungsforscher Deutschlands». Holm war einen Monat zuvor ins höchste Amt für Wohnungspolitik der Stadt Berlin berufen worden. Kurz nach Amtsantritt ging eine öffentliche Debatte um seine DDR-Vergangenheit los, die seinem Ruf erheblich schadete. Die HU kreidete Holm Falschangaben zu einer Anstellung bei der damaligen Staatssicherheit an. Holm

zufolge ein Missverständnis: Er habe die fünfmonatige Anstellung bei der Stasi als Ausbildung angesehen und deswegen nicht deklariert. Nach nicht einmal einem Monat im Amt wurde er vom Berliner Bürgermeister zum Rücktritt gezwungen.

Für eine «Uni von unten»

Studierende schrieben zu seiner Entlassung: «Es handelt sich um eine politische Entscheidung, mit der das Präsidium gegen den Willen weiter Teile der Studierenden vorgeht.» Tatsächlich standen viele hinter Holm: Zur ersten Vollversammlung erschienen gegen 200 Studierende. Viele kannten ihn aus Vorlesungen und Seminaren. Diesem fulminanten Auftakt folgten sechs Wochen Besetzung mit rund 200 öffentlichen Veranstaltungen, die täglich bis zu 500 Menschen besuchten. Was vermochte eine derartige studentische Energie zu bündeln?

Maurice* erzählt vom Frust, der sich unter den Studierenden ausgebreitet habe. Die Uni habe eine der wenigen politisch engagierten Lehrkräfte entlassen. Das habe viele Studis empört. Tjorven* schliesst sich dem an: Es sei nicht um Holms Person, sondern ums Prinzip der studentischen Mitsprache gegangen.

Schon die schiere Menge an Medienmitteilungen macht klar, dass der Protest neben der sofortigen Wiedereinstellung Andrej Holms eine hochschulpolitische Vision verfolgte: Es ging darum, für eine «Uni von unten» frei von Leistungsdruck und Ökonomisierung zu kämpfen, mit mehr studentischer Mitsprache und Basisdemokratie.

Eine unerwartete Wendung

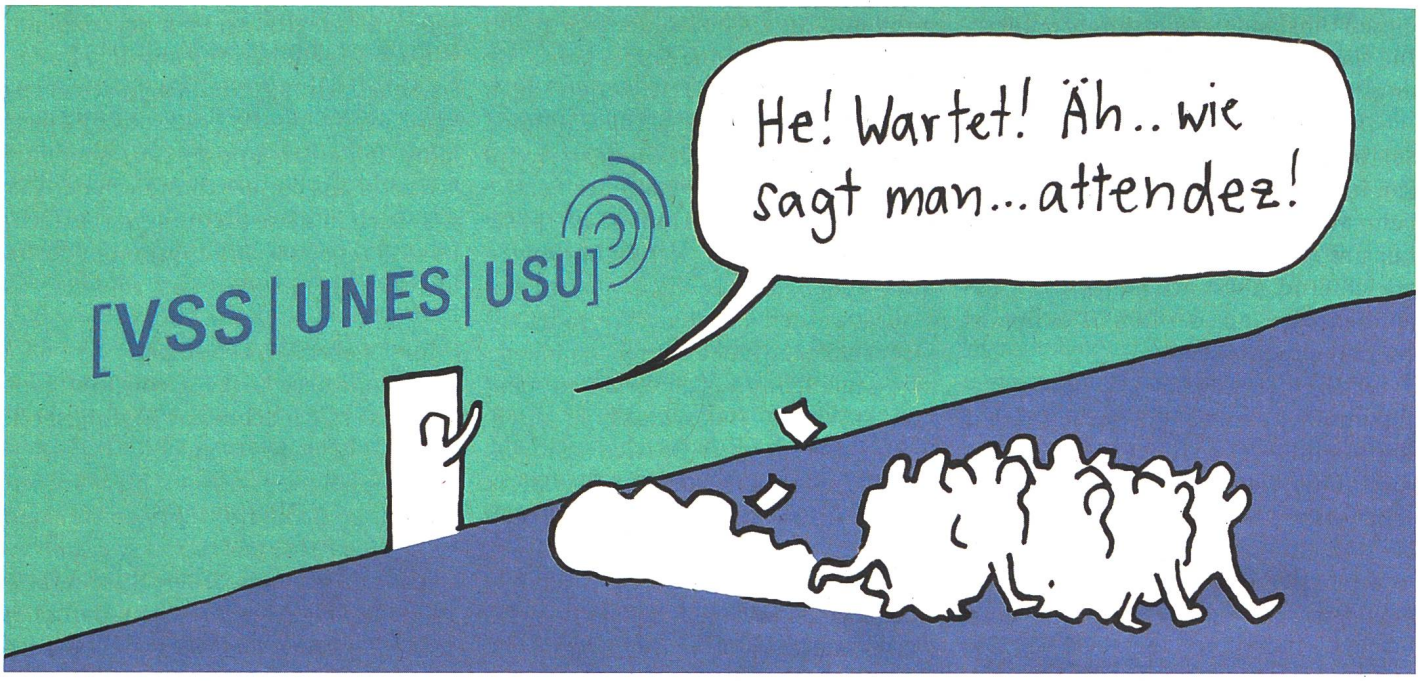
In den ersten vier Wochen erlangte das Projekt für die Beteiligten grosse Dringlichkeit. «Noch nie hatte ich das Gefühl, derart verantwortlich zu sein für etwas», meint Leo. Viele übernachteten im Institut und liessen Vorlesungen und Prüfungen fallen. Sie waren beflügelt von der Energie und der offenen Atmosphäre, die viele neue Kontakte ermöglichte. Verschiedene Arbeitsgruppen beschäftigten sich von früh bis spät mit Pressearbeit, der Organisation von Veranstaltungen sowie internen Diskussionen. Unzählige stadt- und wohnpolitische Initiativen aus Berlin brachten sich ein und liessen einen spontanen autonomen Kulturort inmitten der Berliner Innenstadt entstehen. Und am 10. Februar geschah dann, was niemand für möglich gehalten hätte: Die HU zog Holms Kündigung zurück.

Selbstkritik und Strafverfahren

Ein Jahr ist seither vergangen. Was bleibt, ist ein Beispiel unerschrockener Studierender, das vor Augen führt, dass studentische Einflussnahme und Selbstorganisation möglich sind. Dennoch fehlt es vonseiten der Besetzenden nicht an Selbstkritik: Durch die schnelle Etablierung eines «linken Codes» seien Menschen ausgegrenzt worden. Wer es sich leisten konnte, nicht zur Uni und zur Arbeit zu gehen, habe automatisch mehr zu sagen gehabt. Ausserdem habe man es versäumt, andere Studierende zu erreichen, die die Ziele der Besetzung nicht von Beginn weg teilten.

Die Erfüllung der zentralsten Forderung markierte denn auch einen Bruch in der Bewegung. Die Zahl der Beteiligten fiel stark ab, das Interesse sank. So lief der universitäre Betrieb bald wieder weiter wie zuvor. Nach zwei Wochen wurde auch der letzte Seminarraum wieder freigegeben. Die Studierenden haben ihr Mitspracherecht geltend gemacht. Der Preis dafür ist ein hoher: Gegen einzelne von ihnen laufen mittlerweile Strafverfahren. ◊

*Namen von der Redaktion geändert.



Der VSS hat mehr als bloss Kommunikationsprobleme.

Schwere Zeiten im VSS

Der Verband Schweizer Studierendenschaften kämpft gegen die Austritte seiner Mitglieder. Und er hat noch weitere Probleme.

Oliver Camenzind (Text)

Kevin Solioz (Illustration)

Seit dem 1. Februar ist Jonas Schmidt Präsident des Verbandes Schweizer Studierendenschaften (VSS). Dennoch ist er am Telefon erst etwas überrumpelt: Mit Gratulationen zu seinem Amtsantritt scheint er nicht gerechnet zu haben. Und das verrät schon viel über den grössten Zusammenschluss von Studierenden in der Schweiz: Die Arbeit des VSS ist unglamourös, um nicht zu sagen unscheinbar. So unglamourös, dass das Präsidium über mehrere Monate hinweg unbesetzt zu bleiben drohte. Und so unscheinbar, dass die Sektionen von den Leistungen des Verbandes offenbar zu wenig mitbekommen. Und eine nach der anderen austritt.

Der Unmut ist da

Als Dachverband aller Studierendenschaften der Schweiz vertritt der VSS studentische Anliegen auf Bundesebene. Er ist also gewissermassen die Lobby der Studis in Bern, die mit den Kommissionen des Bundes sowie der Hochschulrektorenkonferenz «Swissuniversities» um die Zukunft der Schweizer Hochschulen verhandelt. Doch immer weniger seiner Mitglieder – die offiziellen Studierendenschaften der einzelnen Hochschulen – wollen diese Lobby. So haben jene der Universitäten Freiburg, Basel und Luzern ihren Austritt aus dem Dachverband bereits 2015 beschlossen. Der Grund: Die Mitgliedschaft im VSS sei zu teuer und bringe zu wenig. In Basel konnte die folgenschwere Entscheidung durch eine Urabstimmung gerade noch abgewendet werden, während Vertretungen von der Uni Genf und der EPF in Lausanne schon seit Längerem im Verband fehlen.

Im vergangenen Herbstsemester wurde gar an der Uni Zürich über einen Austritt debattiert. Der Zürcher Austritt wurde zwar mit 40 gegen 5 Stimmen deutlich abgelehnt. Aber der Unmut ist da. Und jene, die für den VSS sind, sind in die Defensive geraten.

Damit nicht genug: Auch die Neubesetzung des Präsidiums gestaltete sich ziemlich schwierig. Am 22. Oktober 2017 endete die Frist für die Kandidaturen. An der Delegiertenversammlung vom 19. November hätte gewählt werden sollen. Doch um 15:23 Uhr, als die Wahlen an der Reihe waren, meldete ein Vertreter des VSETH: «Uns sind ungeheuerliche Gerüchte zu Ohren gekommen.»

Mobbingverdacht

Es war von Mobbing die Rede. Gerüchte seien im Umlauf. Die Versammlung wurde unterbrochen. Das Protokoll weist eine Lücke von rund einer Stunde auf. Die Beratungen um den Mobbingverdacht wurden geheim geführt. Dann war es 17:00 Uhr. Und um diese Zeit machte die Simultanübersetzung Feierabend. Die Anwesenden beschlossen, die Wahl unter

diesen Umständen nicht durchzuführen. Die Nachfolge blieb bis Mitte Dezember ungeklärt.

Dann aber wurde Jonas Schmidt vom Sektionsrat gewählt. «Es gab Spannungen im Vorstand», sagt er. Es habe sich beim Mobbingverdacht aber tatsächlich nur um ein Gerücht gehandelt. Das ist erleichternd. Aber auch hier gilt: Der VSS tendiert dazu, aus der Defensive heraus operieren zu müssen.

Nach einer zweiten Hälfte des Co-Präsidiums wird derweil noch gesucht. Diese Hälfte wird – das schreiben die Statuten vor – eine französischsprachige Frau sein müssen. Wie lange es dauern wird, bis sich eine solche Kandidatin findet, ist offen. Der neue und zurzeit alleinige Präsident des VSS indes hat viele Pläne.

Nur eine Frage der Kommunikation?

«In der Vergangenheit haben wir uns sehr auf das Inhaltliche konzentriert», meint Schmidt. Es sei innerhalb des VSS zu wenig kommuniziert worden, womit der Vorstand und die Komissionen sich genau beschäftigen. Da könne es passieren, dass die Sektionen mit der Zeit aus den Augen verlieren, weshalb sie eigentlich Mitglied im VSS geworden sind. Besonders, wenn die Zuständigen innerhalb der Sektionen wechselten. Und dann zählen für sie auf einmal nur noch die Zehntausenden von Franken, die mit einem Austritt eingespart werden könnten. «Wir möchten wieder näher an die Sektionen herankommen», hat Schmidt sich vorgenommen, «der Austausch muss besser klappen. Dann haben wir auch bessere Chancen, motivierte Leute für unsere Mandate zu gewinnen.» Hat der VSS also nur ein Kommunikationsproblem?

Beileibe nicht. Wie bei vielen studentischen Organisationen fehlt es auch im VSS an Konstanz. Wenn sich jemand ein, zwei Jahre engagiert und dann zurücktritt, um sich wieder dem Studium zu widmen, geht enorm viel Wissen verloren. Aufseiten des Bundes oder bei Swissuniversities sind hingegen fixe Strukturen gegeben, die langfristige Planung erlauben. «Unsere Gegenüber sind absolute Profis. Da haben wir natürlich einen schweren Stand, wenn uns die Erfahrung alle paar Jahre abhanden kommt», kommentiert Schmidt. Aus diesem Grund will der VSS sich auch in diese Richtung verbessern. Es sind regelmässige Zusammenkünfte mit ehemaligen VSS-Leuten geplant.

Ungleiche Voraussetzungen

Das ist umso wichtiger, als die Kräfteverhältnisse in der Schweizer Bildungspolitik ohnehin ungleich sind: Die Mitgliederbeiträge bei Swissuniversities betrugen 2016 gut zweieinhalb Millionen Franken. Um ein ähnliches Budget wie Swissuniversities zu haben, müsste der VSS seine Mitgliederbeiträge verachtfachen. Dafür hat der Co-Präsident des VSS nur ein müdes Lachen übrig: «Geld ist nicht alles – aber mit einem solchen Budget könnten wir Einiges erreichen.» Hoffen wir, dass ihm das Lachen so schnell nicht vergeht – und wenn es nur ein müdes ist. ◊

Hier erzählen Profs aus ihrer Studienzeit. Dieses Mal:

Fabrizio Gilardi, Prof für Policy-Analyse

Meine zwei Mitbewohner und ich kamen Ende Oktober 1994 in Genf an. Das war zwei Wochen nach Vorlesungsbeginn und direkt nach der Rekrutenschule. Meine allererste Vorlesung war eine Einführung in das Verfassungsrecht.

Der Dozent verlangte, dass wir allfällige Fragen eine Woche im Voraus schriftlich einreichen. Im Rückblick muss er sehr unsicher gewesen sein, weil er anscheinend keine Fragen ohne Vorbereitung beantworten wollte. Für uns war er einfach der Professor im Vorlesungsraum. Bei Paul Bairoch hatten wir Wirtschaftsgeschichte. Er war eine Koryphäe auf seinem Gebiet, der die Vorlesung zum letzten Mal vor seiner Pensionierung unterrichtete. Davon war er sichtlich berührt. Aber für uns war auch er einfach ein Professor. Nach den Vorlesungen mussten wir oft noch einkaufen: meistens Pasta und Tomatensauce.

Mein Schlafzimmer war das grösste von allen, weil ich die Auslosung gewonnen hatte. Dort gab es eine Ecke, in welche das alte Bett meiner Grossmutter perfekt hineinpasste. Zwar brach ein Bettpfosten nach einem Monat ab, aber ich konnte ihn mit einer Schnur reparieren, sodass meine Matratze nicht mehr so stark durchhing. Das war zwar bequem, doch ich musste es alle zwei Wochen erneuern. Unter meinem Fenster verlief die laute Rue de Lyon. Aber ich liebte den Lärm von Autos am Morgen. Es klang nach Freiheit.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
96. Jahrgang
Ausgabe # 1/18
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Auszeichnung
Die ZS ist Gewinnerin des Pro Campus-Presse Award 2017 und damit die beste deutschsprachige Studierendenzeitung in Europa.

Inserate
Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Inserateschluss # 2/18: 30.03.2018

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 2/18: 30.03.2018

Redaktion
Oliver Camenzind, Noemi Ehrat, Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi [aga], Reto Heimann, Stephanie Meier, Basil Noser, Jonathan Progin, Kevin Solioz

Mitarbeit
Stephanie Caminada, Gian Heimann, Aylin Fidan [ayf], Nadja Fitz, Frederik von Gerlach, Sebastian Helbig, Simon Kuhn, Michael Stähli [mis], Nora Strassmann, Lara Tschanz

Bilder und Illustrationen
Oliver Camenzind, Noemi Ehrat, Reto Heimann, Kevin Solioz

Aufschlagseite: Noemi Ehrat

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong #1/18
Adriano Celentano – Il tempo se ne va

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C007321

Camenzind

Westwärts

Welschland — Mein Horizont wird weiter und weiter: Habe ich vor einigen Monaten noch die Mitellandmelancholie gepriesen, so will ich euch jetzt ein Städtchen ans Herz legen, das ein bisschen weiter weg liegt: Biel. Das ist die Pforte zur Romandie mit wunderbarer Altstadt. Und im «Café du Commerce» klingt ein munterer Ausflugstag bei einem Bier sehr gut aus.

Ehrat

Weltverbesserin

Talent — Alice Aedy ist 23 und Dokumentarfotografin. Ihre Bilder erscheinen in der Times, im Guardian und bei der BBC. Ein Jahr lang hat sie «Help Refugees» in Griechenland geholfen und dabei starke Bilder produziert. Ihre Fotografien von Flüchtenden gehen unter die Haut. Die Portraits wirken intim und eindringlich. Das Handwerk der Fotografie hat sie sich dabei selbst beigebracht. One to watch.

Gander

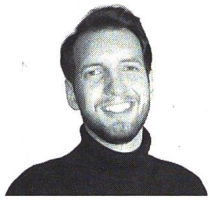
Grippe

Geh weg! — Unkontrollierte Körperzuckungen. Schüttelfrost. Schlaflose Nächte. Pochende Kopfschmerzen. Fieberträume. Mein Körper ist wie ausgetauscht. Meine besten Freunde heissen Dafalgan und Ibuprofen. Aber sie lässt mich trotzdem seit Tagen nicht los. Die Grippe ist eine Bitch!

Meier

Filme wie früher

Kino — In Zeiten von Netflix und Co. scheint Kino überflüssig, dabei hat es gerade deshalb umso mehr Charme. Die flauschigen Sessel, Popcorn und ein Erdbeercornet in der Pause. Filme, die unter die Haut gehen, nur schon wegen der riesigen Leinwand. Und nicht zuletzt das schallende Gelächter aus der letzten Reihe, das die Szenen erst richtig lustig macht. Besonders für Studierende lohnt es sich: Montags gibt es Rabatt!

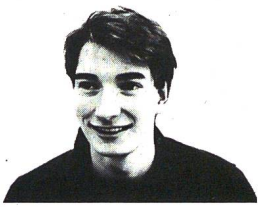


Progin

Klassischer Kehrichtwagen

«Müll für Elise» — In Zürich entsorgen wir unseren Abfall in Mülltonnen, die an bestimmten Tagen geleert werden. Nicht so in Taipeh, der Hauptstadt von Taiwan: Dort müssen alle den Müll selber in den Kehrichtwagen entsorgen, der dafür extra durch die Häuserschluchten der Stadt schlängelt. Und damit niemand den Zeitpunkt der Durchfahrt verpasst, erklingt aus Lautsprechern Beethovens «Für Elise».

www.youtube.com/watch?v=QU4ElBKxStU



Heimann

Nothilfe

Abgewiesen — Die Mühlen der Schweizer Behörden mahlen unerbittlich. Asylsuchende, deren Gesuch abgelehnt wurde, landen in der Nothilfe. Sie leben von ein paar wenigen Franken am Tag, dürfen nicht arbeiten, werden aus der Gesellschaft ausgeschlossen. «Das hier ... ist mein ganzes Leben» zeigt in 13 Portraits auf, dass es mit der humanitären Tradition der Schweiz nicht so weit her ist. Aufrüttelnd.

«Das hier ... ist mein ganzes Leben», Limmat Verlag, 2012

Noser

Teehüsli

Besser und billiger —Wie feststeckende Dartpfeile ragen einzelne Holzhütten aus dem Steilhang der Fallätsche, südlich des Üetlibergs. Eine davon ist das Teehüsli. Von Leimbach aus spaziert man dem Rütschlibach entlang aufwärts und sucht sich einen Pfad, durch Wiese und Mergelgestein, bis fast auf den Hügelkamm. Während im Norden die Touristen mit Selfiesticks fechten, ist man auf der Terrasse des Teehüsli fast alleine. Und jeden Sonntag gibts zum Blick über den Zürichsee noch Rauchwürstli mit Brot für zweifüfzg.

Solioz

Hostelkoller

Ugh! — Eine Wand war giftgrün, eine andere knallorange, ich sah rot. Schon wieder ein Déjà-vu. Ein Raum voller riechender Menschen. Information: «Wir übernehmen keine Haftung für Wertgegenstände», «Eine Person pro Bett», «Psssst, 11 Uhr Nachtruhe!» und «Jeden Tag Pubcrawl ab 19:30». Junge Menschen die den ganzen Tag in der Fremde auf dem Bett liegen und in ihren Laptop und ihr Smartphone starren. Eine enge weite Welt.

Gashi

Ausnahmsweise: Patriotismus

Idealismus — Ich halte nicht viel von Patriotismus. Aber ich muss zugeben, dass ich Dren Gashi – nein, das ist kein Verwandter von mir – für die Liebe zu seinem Herkunftsland bewundere. Der Kosovare hat sein Studium an der University of Westminster mit Auszeichnung bestanden. Mehrere Firmen haben sich nun bei ihm gemeldet, um ihm einen Arbeitsplatz anzubieten. Aber für Dren kommt das nicht in Frage. Er möchte zurück in den Kosovo und seinen Beitrag leisten, um den Fortschritt in diesem strukturschwachen Land anzukurbeln.

Auf bestem Weg

Dank Austauschprogrammen steht Studierenden die Welt offen.

Indonesien – Kanada – Schweiz

Wegen der Orang-Utans kam Steven Haywards in die Schweiz. In Zürich macht der Kanadier seinen Biologie-Master und kämpft mit der Sprache.

Stephanie Meier (Text) und Noemi Ehrat (Bild)

Etwas merkwürdig findet Steven Haywards es schon, dass einige Schweizerinnen und Schweizer täglich auf die Minute planen, wann sie ihr Haus verlassen müssen, um das richtige Tram zu erwischen. Der Kanadier macht seinen Master in Biologie an der Universität Zürich und hat sich noch nicht ganz an die schweizerische Pünktlichkeit gewöhnt. Abgesehen davon entsprechen die Menschen hierzulande aber kaum den Klischees, von denen er gehört hat. Anstatt als kalt und distanziert erlebe er die Leute hier hilfsbereit und freundlich. Er sei sogar auf der Stras-se auf sein bedrucktes T-Shirt mit dem Motiv einer Schweizer Umweltorganisation angesprochen worden, was wohl auch Zürcherinnen und Zürchern selten passiert.

Keine Deutschkenntnisse nötig

Als englischsprachiger Student kommt er gut ohne Deutsch aus, da an der Universität fast jeder Englisch spricht. Was den Nachteil hat, dass Haywards' Deutsch nach seiner eigenen Aussage auch nach einem Jahr in der Schweiz gerade mal zum Einkaufen reicht. «Man gewöhnt sich daran, dass dauernd an einem vorbeigesprochen wird. Entweder man versucht mit grosser Anstrengung seine limitierten Deutschkenntnisse einzusetzen, oder man hört einfach auf, zuzuhören.» Da er ohnehin die meiste Zeit in seinem Institut verbringt, und sich dort gut verständigen kann, hat er sich offensichtlich für letztere Variante entschieden.

Orang-Utans und hohe Preise

Der Grund, wieso Haywards nach Zürich gekommen ist, ist aber auch nicht der Wunsch nach einer neuen kulturellen Erfahrung, sondern der Ruf des Instituts für Anthropologie der Universität Zürich. Dieses ist weltbekannt für sein Orang-Utan-Projekt auf der indonesischen Insel Sumatra, das durch den Direktor des Instituts, Professor van Schaik, unterstützt wird.

Dass Haywards sich so gut auf diesem Gebiet auskennt, könnte auch daran liegen, dass er einen Teil seiner Kindheit in einem kleinen Dorf in Indonesien verbrachte. Dadurch trat er schon früh in Kontakt mit der indigenen Bevölkerung, was er als grosse Bereicherung empfand. Trotz Interesse an anderen Kulturen hat Haywards aber bisher wenig von der Schweiz gesehen, da die hohen Preise kaum längere Reisen zulassen.

Schmerzliche Sehnsucht

Der Master in Biologie an der Uni Zürich beinhaltet ein Jahr Masterarbeit und nur wenige Vorlesungen, was auch das Kennenlernen von anderen Studierenden nicht so einfach macht. Zwar versteht sich Haywards gut mit den anderen Angehörigen des Instituts wie Doktorierenden und Postdocs, und sie unternehmen auch in der Freizeit regelmässig gemeinsame Ausflüge, aber auf Studierende trifft er dort kaum. Verzichten muss er auf den Kontakt zu Gleichaltrigen trotzdem nicht, davon bekommt er in seiner Wohngemeinschaft bei der WOKO mit sieben Mitbewohnern genug. Ausserdem sind die Vorlesungen im Masterstudium der Biologie an der Uni Zürich in Blockkurse von dreieinhalb Wochen mit täglichen Vorlesungen und Praktika gegliedert. Das verlangt teilweise eine enge Zusammenarbeit der Studierenden untereinander, was Haywards sehr begrüsst. In puncto Inhalt und Schwierigkeitsgrad findet Haywards die Vorlesungen vergleichbar mit denen an der Universität Calgary. Die Sportkurse im ASVZ sind hingegen eine grössere Herausforderung: Fast alle Lektionen finden auf Deutsch statt. Sehnsuchtsvoll erinnert sich Haywards an die Eishockeyfelder, die in Kanada in jedem Dorf zu finden sind. Diese vermisst er hier: «In der Schweiz wird es einfach nie richtig kalt», meint Haywards bedauernd.

Eine weitere schmerzhafte Entbehrung seien die Kartoffelchips: «Die Chips in Nordamerika sind denen in der Schweiz ganz klar überlegen», sagt er ohne Zweifel. Generell sei die Esskultur zuhause in Kanada anders, man wünsche sich jedenfalls nicht dauernd «En Guete». Dafür schätzt Haywards die Freiheit, nach Feierabend mit Bekannten auch draussen anstossen zu können, denn in Kanada darf man in der Öffentlichkeit keinen Alkohol trinken. Ausserdem hat Haywards kürzlich die Vorzüge des Radfahrens entdeckt und fühlt sich dadurch nun richtig schweizerisch. Ohnehin lasse es sich in dieser Stadt mit ihrer jahrhundertealten Geschichte, den Parks und natürlich dem Zürichsee sehr gut leben. Trotz überpünktlicher Menschen und ungeniessbarer Chips. ◊

Steven Haywards

Mats Inauen

Vom Austausch berauscht

In Glasgow wird mehr geprügelt, dafür weniger gebüffelt. Mats Inauen hat ein Semester in Schottland verbracht.

Jonathan Progin (Text und Bild)

Zeit für Neues bleibt einem immer, man muss sie sich nur nehmen. So wie Mats: Der 20-jährige Student absolvierte vom letzten September bis kurz vor Weihnachten ein Austauschsemester an der University of Strathclyde in Glasgow. Dabei lernte er schnell: Schottland ist nichts für Weicheier. «Im Ausgang prügeln sich die Leute tendenziell mehr als in Zürich», sagt Mats leicht schmunzelnd. Doch die Schottinnen und Schotten, die er während seines Aufenthaltes angetroffen hat, seien keineswegs Rüpel oder Rabaukinnen: «Ich habe allgemein sehr offene und freundliche Leute kennengelernt.»

Erste Woche: Feiern

Seit Herbst 2016 studiert Mats Politikwissenschaften und Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich. In seinem dritten Semester wollte er neue Erfahrungen sammeln und schrieb sich an einer ausländischen Hochschule ein: Die University of Strathclyde beherbergt mehr als 22'000 Studierende aus über 100 Nationen und ist eine von vier Unis in Glasgow.

Mats wohnte direkt auf dem Campus-Gelände und kann die internationale Ausrichtung von Strathclyde bestätigen: «Während der Freshers' Week lernte ich viele Studierende aus aller Welt kennen.» Die Freshers' Week ist die erste Woche des Semesters, in welcher keine Vorlesungen stattfinden und alle Studierenden jeden Abend zusammen feiern. Das mache es einem einfacher, neue Leute kennenzulernen.

«Der Druck ist im Vergleich zur Uni Zürich viel geringer.»

Kein Bulimie-Lernen

Doch das Studium durfte natürlich nicht zu kurz kommen. Dafür musste der Austauschstudent auch etwas tun: «In Glasgow ist das Lesepensum eindeutig grösser als an der Uni Zürich», erinnert sich Mats. Dagegen schätzte er besonders den Aufbau der Prüfungen: Man habe den Stoff nicht auswendig lernen müssen, sondern sich auf das konzentrieren müssen, was man selbst am interessantesten fand. Denn an der Prüfung werde vor allem das Verständnis abgefragt, erklärt er weiter. Sogar die Profs haben mehrmals betont, dass man sich «kritisch mit dem Stoff auseinandersetzen» soll.

Wenn Mats ECTS-Punkte an Zürich oder Glasgow verteilen müsste, wäre es für ihn ein klarer Fall: «Ich musste in Glasgow weniger lernen und fühlte mich innerhalb des Fachs freier. Der Leistungsdruck ist im Vergleich zur Uni Zürich viel geringer.»

Die Kehrseite der Medaille? Mats antwortet prompt: «Die Uni Strathclyde hat leider nur vier Fakultäten. Ich war an der kleinen Sozialwissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben und hatte deshalb nur eine spärliche Themenauswahl zur Verfügung.» Zürich biete in dieser Hinsicht ein grösseres Angebot, sagt er darum.

«Glasgows Pendant zur Langstrasse ist verruchter.»

Gratis Museen für alle

Aber trotz all den vielfältigen Wahlmöglichkeiten am Politik-Institut in Oerlikon vermisst Mats besonders das soziale Zusammenleben. Denn in Glasgow sei das Campus-Gefühl viel besser zu spüren: «Alle treffen sich nach den Vorlesungen und Seminaren in der Bar auf dem Uni-Gelände», erzählt Mats.

Die viel gerügte Hochpreisinsel Schweiz spielt anscheinend eine nicht zu unterschätzende Rolle im Alltag eines Austauschstudenten. Mats sagt: «Weil alles günstiger ist, wirkt das öffentliche Leben in Schottland viel ausgeprägter.» So gebe es viele kleine Kunstlokale in der Innenstadt und fast überall Studi-Rabatte. Ausserdem ist der Eintritt in ein Museum für alle gratis. Mats stellt fest: «Glasgow ist nicht so krass gentrifiziert wie Zürich.»

Doch ein Wermutstropfen bleibt: Nach drei Uhr morgens müssen alle Klubs in der Stadt schliessen. Dann liegen «Frauen und Männer auf der Strasse und essen Fast Food.» Und so lernte Mats noch etwas mehr dazu: «Glasgows Pendant zur Langstrasse ist viel verruchter.» ◊

Der Schweizer Weg zum Geld von Horizon 2020 könnte bald nicht mehr so geradlinig verlaufen.

Gefahr am Horizont

Horizon 2020 ist das umfassendste Programm der EU zur Förderung von Forschung. Auch die Schweiz profitiert in hohem Mass davon. Doch nun droht Ungemach.

Reto Heimann (Text)
Noemi Ehrat (Bild)

Eine neue Uni in einer aufregenden Stadt kennenlernen. Mit aufregenden Menschen in neuer Umgebung in Kontakt treten. Den eigenen Horizont erweitern. Und vielleicht auch ab und an etwas über die Stränge schlagen. Das ist das Bild, das Studierende wohl im Kopf haben, wenn sie an Austausch und Studium denken. Doch: Austausch ist viel mehr. Austausch bedeutet auch Austausch von Wissen. Die Zusammenarbeit von Universitäten in ganz Europa an gemeinsamen Forschungsprojekten. Das Buhlen um Forschungsgelder in Millionenhöhe. Austausch bedeutet Geld. Austausch bedeutet Horizon 2020.

Kompetitiver Grundsatz

Horizon 2020 ist der Name des insgesamt achten Forschungsrahmenprogramms (FRP), das unter der Schirmherrschaft der Europäischen Union organisiert wird. Es dient grundsätzlich der Umsetzung des Europäischen Forschungsraums, der zum Ziel hat, Wissen europaweit verfügbar und beweglich zu machen. Das Ziel dahinter wiederum ist es, die Wirtschaft durch innovative Forschung anzukurbeln, Arbeitsplätze zu schaffen und Europas Position als Bildungskontinent zu fördern. Für die siebenjährige Laufzeit hat die EU Horizon 2020 dazu den schwindelerregenden Betrag von 81.6 Milliarden Euro zur Verfügung gestellt. Horizon 2020

folgt einem kompetitiven Grundsatz: Nur die besten Einreichungen werden finanziell unterstützt.

«Offener Austausch»

Die Schweiz beteiligt sich seit 1992 an den europäischen FRP und gilt seit 2003 als vollassoziierter Staat. Das bedeutet, dass die Schweiz den EU-Staaten gleichberechtigt ist, was die Zusammenarbeit und den Erhalt von Fördergeldern anbelangt. Für den Forschungsplatz ist das zentral, wie Sofia Karakostas betont, Co-Leiterin von «EU GrantsAccess», der Beratungsstelle der Universität Zürich und ETH in Sachen internationale Wissenschaftsförderung. «Forschung lebt von internationaler Vernetzung und offenem Austausch.» Horizon 2020 schafft die Rahmenbedingungen dafür.

Auch aus finanzieller Sicht lohnt es sich, mit dabei zu sein: Seit 2003 hat die Schweiz immer einen Überschuss erzielt. Das heisst: Die Schweiz hat weniger in die Programme einbezahlt, als sie an Forschungsbeiträgen daraus zugesprochen bekommen hat. Ein Indiz für den starken Bildungsplatz Schweiz: Für Karakostas ist der finanzielle Aspekt aber nicht der wichtigste für die Teilnahme an Horizon 2020: «In den allermeisten Fällen würde ich andere Faktoren, wie internationales Renommee, karriereförderndes Element oder Innovation und Marktnähe höher gewichten.»

Erfolgreiche Schweiz

Besonders gut schneidet die Schweiz bei den ERC-Stipendien ab, die sich an exzellente Forschende und deren Projekte richten. Über den Erhalt eines solch hochdotierten Stipendiums entscheidet der Europäische Forschungsrat, eine von der EU eigens dazu einberufene Kommission. Die Erfolgsquote der Schweizer Bewerbungen für ERC-Stipendien ist fast doppelt so hoch wie der gesamteuropäische Schnitt. Für Karakostas liegt das unter anderem daran, dass die Schweizer Forschungslandschaft stark internationalisiert ist: «Die Schweiz ist ein attraktiver Forschungsstandort für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Somit können Universitäten exzellente Forschende aus der ganzen Welt anziehen.»

Die Schweiz erhält mehr, als sie einbezahlt

Klassenprima ETH

Bis Ende 2017 ist die Schweiz mit 2'009 Projekten an Horizon 2020 beteiligt und hat dafür Gelder in der Höhe von insgesamt 640 Millionen Euro zugesprochen bekommen. Wenn man die Verteilung nach Institutionen aufschlüsselt, springt ins Auge, dass die beiden ETH sich deutlich stärker an Horizon 2020 beteiligen, sowohl was die Anzahl Projekte als auch was die Höhe der erhaltenen Fördergelder anbelangt. Ein weiteres Indiz für den Status der ETH als Eliteschule? Sofia Karakostas relativiert: «Das liegt unter anderem daran, dass der ganze Bereich der Ingenieurwissenschaften bei den Universitäten wegfällt.»

Ungemach am Horizont

Die Schweiz und Horizon 2020: Liebe auf den ersten Blick? Dieser Eindruck ist nur bedingt zutreffend. Nach der Annahme der «Masseneinwanderungsinitiative» im Frühjahr 2014 verlor die Schweiz für eine Zeitspanne von fast drei Jahren ihren Status als vollassoziiertes Mitglied. Denn: Eine wortgetreue Umsetzung der Initiative hätte gegen die von der EU geforderte Personenfreizügigkeit verstossen. Schweizer Forschende hatten nur noch begrenzten Zugang zu den europäischen Förderprogrammen. Das schlug sich in weniger Beteiligungen und massiv weniger Koordinationen (d.h. Projekten, die von Schweizer Institutionen geleitet werden) nieder. Erst seit dem 1. Januar 2017 kann die Schweiz wieder als gleichberechtigtes Mitglied an Horizon 2020 teilnehmen. Der so wichtige Zugang zu internationalem Wissen und Fördergeldern ist wieder gewährleistet. Seither ist laut Karakostas auch wieder eine Erholung feststellbar: «Grundsätzlich konnte nach der Zeit der relativen Unsicherheit das Interesse bei den Forschenden wieder geweckt werden». Aber Karakostas weist auch darauf hin, dass der Rückstand noch nicht ganz aufgeholt werden konnte. «Nach einem solchen Einbruch braucht es Zeit, sich wieder in positive Zahlen zu steigern.»

«Der Rückstand wurde noch nicht aufgeholt.»

Doch bereits droht weiteres Ungemach am Horizont: Die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS) hat zusammen mit der SVP eine nationale Volksinitiative lanciert, die die Personenfreizügigkeit aufkündigen will. Die Annahme der Initiative würde das Verhältnis zwischen der EU und der Schweiz stark verändern, so Karakostas. Es ist zu erwarten, dass sich das auch auf die FRP auswirken würde. Denn: Die Vollassoziierung der Schweiz ist nur bis zum Ende von Horizon 2020 gegeben. «Für das kommende Forschungsrahmenprogramm FP9 muss alles politisch neu ausgehandelt werden. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Annahme einer solcher Initiative nicht förderlich sein dürfte», hält Karakostas fest. Die Annahme der AUNS-Initiative würde somit nicht nur die Personenfreizügigkeit über Bord werfen, sondern auch den Schweizer Bildungsplatz angreifen. ◊

Einfach mal ins Ausland?

Ein Semester in Helsinki, Amsterdam oder Tokyo verbringen? Was gut klingt, ist mit viel administrativem Aufwand verbunden.

Noemi Ehrat

Wer hat nicht auch schon mit dem Gedanken eines Auslandsemesters gespielt? Eine Teilnahme an einem der vielen Austauschprogramme der Universität Zürich ist nicht gleich ein Urlaubssemester, verspricht aber doch, aufregender als der tagtägliche Trott an der Heim-Uni zu sein. Kein Wunder, ist das Interesse unter Studierenden gross, verspricht doch der Flyer der Abteilung «Internationale Beziehungen» der Uni aspirierenden Austauschstudierenden unter anderem bessere Einstiegschancen im Arbeitsmarkt. Aber der Weg nach Helsinki, Amsterdam oder Tokyo verlangt Bewerbenden einiges an Durchhaltevermögen und vorausschauender Planung ab.

Quo vadis?

Als Erstes sollten sich Interessierte informieren, ob sie für einen Austausch überhaupt in Frage kommen. Denn je nach Austauschprogramm und Studienrichtung können andere Voraussetzungen gelten. So muss man bei den meisten Angeboten beispielsweise bereits zwei Semester oder zumindest alle entsprechenden Grundmodule in Zürich absolviert haben. Danach heisst es, sich zu überlegen, an welcher Universität man gerne ein oder zwei Austauschsemester absolvieren will. Zieht es einen auf einen anderen Kontinent, ist man mit weltweiten Abkommen oder dem International Student Exchange ISEP am besten bedient, innerhalb Europas mit dem Swiss-European Mobility Programme SEMP. Dabei ist speziell zu beachten, dass es sowohl bei SEMP als auch bei weltweiten Abkommen jeweils gesamtuniversitäre sowie fachspezifische Abkommen gibt, für die jeweils individuelle Regeln gelten.

Zudem ist die Finanzierung je nach Austauschprogramm unterschiedlich. So erhalten etwa SEMP-Teilnehmende einen Zuschuss von 1'600 Franken pro Semester zur Deckung der Reise- und Aufenthaltskosten, während man bei ISEP mit Kosten von rund 500 Franken für die Bewerbung sowie 5'500 Franken pro Semester rechnen muss. Dafür erhält man kostenlos Unterkunft und Mahlzeiten. Organisiert man seinen Austausch selbstständig, wird es teurer, da man in den meisten Fällen mit höheren Studiengebühren der Gastuniversität rechnen muss, für die man selbst aufkommen muss.

Papierkrieg

Weiss man, wohin man will, folgt der aufwändigste Prozess: die Bewerbung. Zumeist werden ein Motivationsschreiben, ein Sprachnachweis, der aktuelle Leistungs- sowie Immatrikulationsausweis sowie bei allen Organisationen eine Kopie des Passes und Passfoto verlangt. Für SEMP, fakultätsinterne und weltweite Abkommen sind alle geforderten Unterlagen beim Portal «Mobility Online» hochzuladen. Bei ISEP sind weitere Unterlagen wie eine provisorische Kursliste mit Vorschlägen zu den gewünschten Modulen, ein Empfehlungsschreiben und der Lebenslauf erst bei der Abteilung Internationale Beziehungen IRO per E-Mail einzureichen. Erst nach erfolgter IRO-Nomination kann man sich online bei ISEP bewerben. Besonders wichtig ist hierbei die Beachtung der Bewerbungsfristen, die sich je nach Programm und Fachrichtung unterscheiden.

Nominiert – was nun?

Wird man von der Heimuniversität nominiert, ist die Freude erst mal gross. Allerdings befindet man sich auf dem Weg ins Ausland immer noch am Anfang. Denn als Nächstes heisst es, sich bei der Austausch-Universität zu bewerben, was einen genauso langwierigen Prozess nach sich zieht. Hier gilt es ebenfalls, sich früh genug über alle Bewerbungsanforderungen und -fristen zu informieren. Laut Universität Zürich akzeptieren die Partneruniversitäten die Nominierten prinzipiell – sie haben aber dennoch das letzte Wort im Bewerbungsprozess. Ist auch diese Hürde genommen, warten die Unterkunftsorganisation, das Learning Agreement sowie weitere individuelle Vorbereitungen auf Austauschstudierende. Ganz auf sich allein gestellt ist man während des Prozesses aber nicht – die jeweilige Fachkoordination steht mit Rat und Tat zur Seite. Und liest man auf der Seite der Internationalen Beziehungen die Erfahrungsberichte von begeisterten ehemaligen Programmteilnehmenden, wird schnell klar, dass sich der immense administrative Aufwand allemal lohnt. Zu lesen ist nicht von erhöhten Einstiegschancen auf dem Arbeitsmarkt, aber von wertvollen akademischen wie privaten Erfahrungen und einer einmaligen Zeit. ◊

Die Schweiz und Erasmus

Die Schweiz hat mit Erasmus eine bewegte Vergangenheit. Zweimal war sie vollwertiges Mitglied des Erasmus-Programms und zweimal schied sie wieder aus. Eine Chronik.

Kevin Solioz

1987 Die Europäische Gemeinschaft ruft das Erasmus-Programm ins Leben. Ziel des Programms ist es, den Austausch unter den europäischen Hochschulen zu fördern. Ein Austausch dauert zwischen drei und zwölf Monaten und wird in der Regel vom entsendenden Land finanziert. Der Name «Erasmus» steht als Akronym für «European region action scheme for the mobility of university students». Zugleich erinnert er an den Gelehrten und Renaissance-Humanisten Erasmus von Rotterdam, der an vielen Orten in Europa – unter anderem in Basel – lebte und studierte, um sein Wissen zu mehren.

1989 Im Rahmen des Erasmus-Programms wird das «European Credit Transfer and Accumulation System» (ECTS) eingeführt. Es soll den internationalen Austausch erleichtern, indem es die Leistungen, die im Ausland erbracht werden, leichter übertragbar macht.

1992 Die Schweiz nimmt am Erasmus-Programm teil. Doch Ende des Jahres entscheidet sich das Schweizer Stimmvolk mit 50.3% gegen den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Das hat auch Konsequenzen für den Hochschulaustausch. Die Europäische Gemeinschaft erneuert den Vertrag mit der Schweiz nicht.

1995 Der Vertrag, mit dem die Schweiz am Erasmus-Programm teilnahm, läuft aus. Sie nimmt deshalb bis 2011 nur noch als Drittstaat teil.

2011 Ein bilaterales Abkommen ermöglicht eine erneute Vollteilnahme der Schweiz am «Lifelong Learning Program» (LLP), zu dem nebst Erasmus auch die Förderung des Austauschs auf Schulstufe sowie in der Berufs- und Erwachsenenbildung gehört.

2014 Anfangs Jahr lanciert die EU das Nachfolgeprogramm Erasmus+ für den Zeitraum 2014 bis 2020.

Im Februar desselben Jahres wird mit 50.3% die Masseneinwanderungs-Initiative angenommen. Damit ist die Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der EU in Frage gestellt. Die EU-Kommission reagiert ihrerseits mit einem Ausschluss der Schweiz aus Erasmus+. Sie nimmt erneut nur als Drittland teil, wie vor 2011. Der Bundesrat verabschiedet die Schweizer Übergangslösung «Swiss-European Mobility Programme» (SEMP) bis ins Jahr 2017. Dieses finanziert sowohl den Austausch von Schweizer Studierenden, die ins Ausland gehen, als auch den von europäischen Studierenden, die in die Schweiz kommen, da diese in der Schweiz keine Fördergelder durch Erasmus+ erhalten.

Die Schweizer Universitäten sind nun gezwungen, bilaterale Verträge mit den europäischen Universitäten auszuhandeln, um den studentischen Austausch weiterhin zu gewährleisten. Jedoch akzeptieren nicht alle Universitäten die Verabschiedung von Verträgen ausserhalb des Erasmus-Regelwerks. So bleibt Schweizer Studierenden beispielsweise ein Austausch in Cambridge verwehrt.

2017 Die Übergangslösung SEMP läuft aus. Der Bundesrat entscheidet sich aus Kostengründen gegen eine Asoziierung an Erasmus+. Er beantragt im Parlament zur Fortführung der Schweizer Übergangslösung bis ins Jahr 2020 weitere 114,5 Millionen Franken.

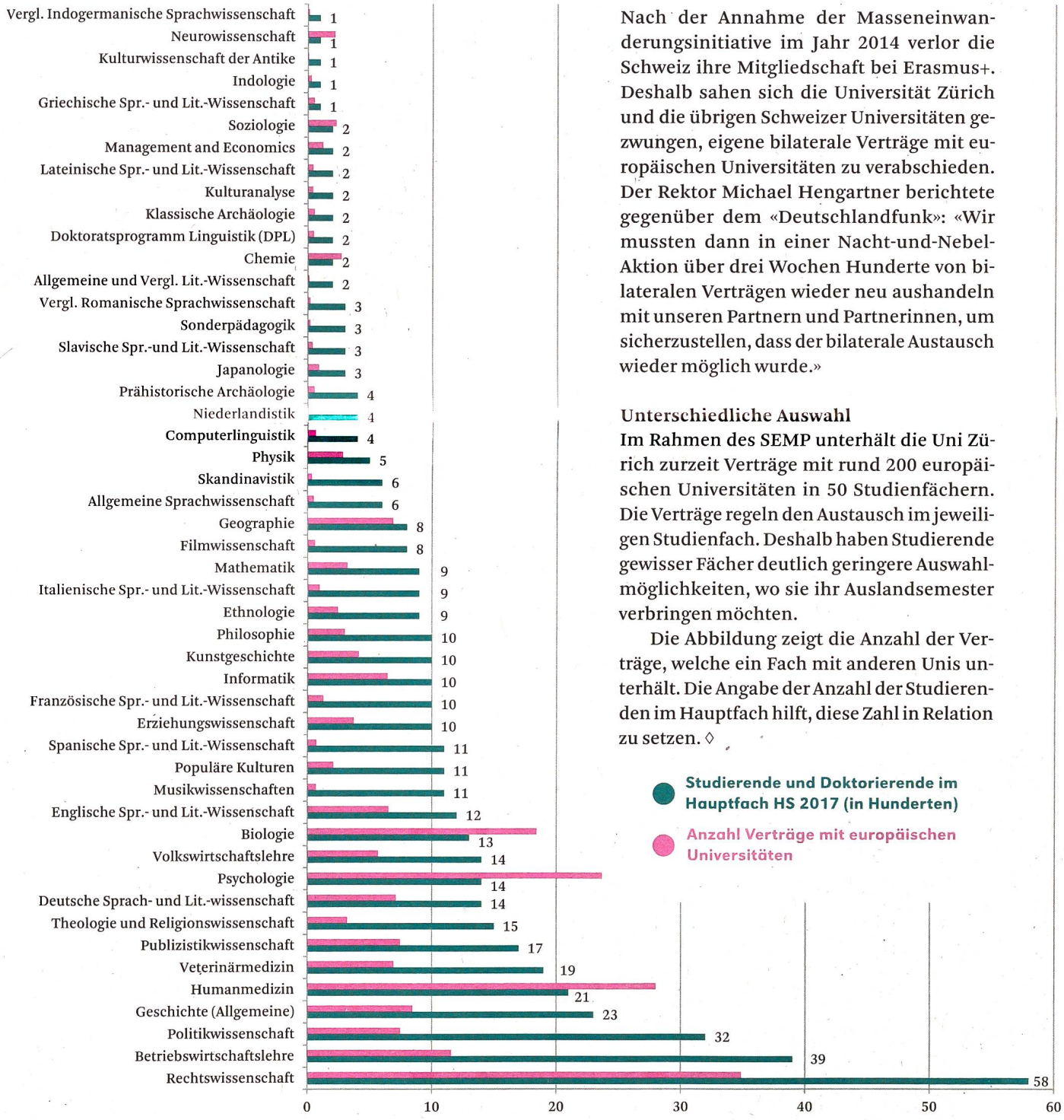
Anfang des Jahres wird die Agentur Movetia gegründet. Sie hat fortan den Auftrag, die Übergangslösung für den schweizerischen Bildungsaustausch umzusetzen.

2021 Der Bundesrat wird den Anschluss an das Nachfolgeprogramm von Erasmus+ erneut prüfen müssen.

Wer sich mit wem verträgt

Die Universität Zürich hat Verträge mit über 200 Universitäten in Europa. Doch nicht in jedem Fach haben Studierende gleich viel Auswahl.

Kevin Solioz



Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Jahr 2014 verlor die Schweiz ihre Mitgliedschaft bei Erasmus+. Deshalb sahen sich die Universität Zürich und die übrigen Schweizer Universitäten gezwungen, eigene bilaterale Verträge mit europäischen Universitäten zu verabschieden. Der Rektor Michael Hengartner berichtete gegenüber dem «Deutschlandfunk»: «Wir mussten dann in einer Nacht-und-Nebel-Aktion über drei Wochen Hunderte von bilateralen Verträgen wieder neu aushandeln mit unseren Partnern und Partnerinnen, um sicherzustellen, dass der bilaterale Austausch wieder möglich wurde.»

Unterschiedliche Auswahl

Im Rahmen des SEMP unterhält die Uni Zürich zurzeit Verträge mit rund 200 europäischen Universitäten in 50 Studienfächern. Die Verträge regeln den Austausch im jeweiligen Studienfach. Deshalb haben Studierende gewisser Fächer deutlich geringere Auswahlmöglichkeiten, wo sie ihr Auslandsemester verbringen möchten.

Die Abbildung zeigt die Anzahl der Verträge, welche ein Fach mit anderen Unis unterhält. Die Angabe der Anzahl der Studierenden im Hauptfach hilft, diese Zahl in Relation zu setzen. ◊

UNIVERSITÄT BERN

Informiert entscheiden, fokussiert studieren.

Masterinformationstage vom 6.–8. März 2018

Informationen und Anmeldung: www.masterinfotage.unibe.ch

Kann nie mehr nach Hause zurück: Sophie Louise.

Gesungene Pastelltöne

Sophie Louise macht Popmusik, die mit Folk ebenso flirtet wie mit Jazz. Dank Crowdfunding konnte sie eine EP aufnehmen.

Basil Noser

Sie sei nicht Cinderella. Sie schletze Türen und trinke all deinen Wein aus, warnt Sophie Louise singend von der Bühne. Dabei hält sie die Gitarre so hoch, dass das Haselbraun des Korpusholzes fast nahtlos in ihre gleichfarbenen Haare übergeht. Und lässt der Liedtext einen Hauch von Garstigkeit erahnen, dann nur, bis man ihn zum ersten Mal von ihr gehört hat: Sophie Louise hat eine Stimme aus Pastelltönen.

Kein Plan B mehr

Die 24-jährige Studentin lernte singen, kurz nachdem sie gehen konnte. Erst versuchte sie sich in klassischem Gesang, bis sie schliesslich zu ihrem heutigen Stil fand. Diesen zu beschreiben, fällt ihr aber selbst schwer: «Es ist wohl Popmusik. Mit viel Liebe zum Blues, zum Folk und zum Jazz.» Lieber erwähnt sie, dass sie hin und wieder mit Sophie Hunger oder Joan Baez verglichen werde, die beide gleichsam ihre Vorbilder seien. Früher war die Zürcherin meist alleine mit ihrer Gitarre unterwegs, besang Schenken und Kaschemmen rund um Zürich und wollte eigentlich sowieso viel lieber Fussballerin werden.

Heute tritt sie mit ihrer eigenen Band auf, die sie letztes Jahr schon bis ans Gurtenfestival begleitet hat. Untermalt von Gitarre, Bass, Trompete und Schlagzeug will sie nun singen, bis dass es keinen Plan B mehr braucht. Ihre Texte schreibt Sophie Louise meist auf Englisch. «I don't walk, I tiptoe» beginnt eines ihrer neuen Lieder und beschreibt gleichzeitig das Talent der Zürcherin sinnbildlich. Wie auf Zehenspitzen tippelt ihre Stimme über die begleitende Musik, als wäre sie ein Parkettboden. Zwar ahnt man gelegentlich ein Austreten in ekstatisches Stampfen, doch nur um einige Herzschläge später festzustellen, dass es bloss ein leises Herantasten war, so kitzelnd, dass es auch nach dem Konzert noch in den Beinen juckt.

Geschichten pflanzen

In ihren Liedern erzählt Sophie Louise Geschichten. Sie handeln von Menschen, deren Leben scheinbar sensationslos und unbemerkt an der Welt vorbeiziehen. Es sind kleine Geschichten ohne viel Pomp, die sich niemandem aufdrängen. Erst gesungen beginnen sie zu blühen und wachsen im Bühnenlicht, erlangen die Aufmerksamkeit, die sie eigentlich auch ohne Scheinwerfer verdient hätten.

Die zum Album erschienene Single «Flower Girl» handelt etwa von einem Strassenmusiker, an dessen Lied das Leben einer Zuhörerin beim blossen Vorbeigehen in Trümmer zerschellt, ohne dass er oder irgendjemand anderes es jemals mitbekommen würde.

Das selbst Geschriebene auf der Bühne noch einmal zu durchleben, ist für Sophie Louise das intensivste Gefühl, das sie sich vorstellen kann: «Wenn ich vor dem Konzert noch ein, zwei Bier getrunken habe, wird das noch verstärkt, sodass ich mich hin und wieder selber zurücknehmen muss, um noch richtig singen zu können.»

Neue EP

Dank Crowdfunding und einer Menge Engagement konnte Sophie Louise unlängst mit ihrer Band die neue EP «Now I can never go home anymore» aufnehmen, die seit letzter Woche im Handel ist. Weshalb bloss dieser Titel? Weshalb darf Sophie Louise nicht mehr nach Hause? Wegen dem Türenschletzen wohl kaum. Sophie Louise kann fremde Weingläser leeren, wie sie will. Man würde ihr sogar nachschenken. ◊

Die Plattentaufe zur eben erschienenen EP «Now I can never go home anymore» findet am 17.03. im «El Lokal» statt. Weitere Konzertdaten sowie die CD sind erhältlich unter: sophielouise.ch.

Von Herzen — Wenn ich die psychedelische Band mit dem kulinarischen Namen «Gus Gus» höre, werde ich ekstatisch. Nicht umsonst titelte die New York Times 1999 über die damalige Neuentdeckung: «With Spiritual Ambitions And That Beat, Beat, Beat». Es ist diese einmalige Verknüpfung von mehrdeutigen Texten und sphärischen Melodien, welche die isländischen Elektro-Koryphäen auszeichnet.

Angefangen haben sie als neunköpfiges Künstlerkollektiv, unter anderem mit der bekannten Emiliana Torrini. Später ging die Party mit Högni Egilsson weiter. Live-Auftritte sind seit der Gründung 1995 ihre Paradedisziplin. Dabei ist es egal, ob sie mit einer oder drei Stunden Verspätung beginnen – sie dürfen das. Denn sobald sie die Bühne betreten, ist da nur noch ihre Musik mit dem Takt, der im Körper widerhallt. Niemand tanzt so wie Frontmann Daníel Ágúst Haraldsson, der sich erst auf einem Verstärker inszeniert, nur um davon runterzuspringen. Passend singt er, «You make my feet come off the ground», während Birgir Þórarinnsson am Mischpult in seinen High-Heels mitwippt.

Von den Gründungsmitgliedern des Kollektivs sind zwar nur noch zwei übrig. Aber die haben's drauf. Kürzlich haben sie eine Single vom kommenden Album «Lies Are More Flexible» ausgekoppelt. «Featherlight» heisst der Track und hört sich auch so an. Und ich freue mich wie ein Kleinkind auf den 23. Februar, an dem sie ihr neuestes Meisterwerk präsentieren werden.

Noemi Ehrat

Genug gehasst: Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.

Filme zum Anhören

«One for you» – so heisst der englischsprachige Filmpodcast der beiden Studierenden Olivia Tjon-A-Meeuw und Andri Erdin. Der Name rührt daher, dass sie abwechselnd einen Film wählen, der in der nächsten Folge besprochen wird. Die Sendungen beginnen jeweils mit der Empfehlung eines Films, den sie kürzlich gesehen haben; dann fahren sie weiter mit einem Streifen, der aktuell in Schweizer Kinos läuft. Der dritte Abschnitt des Podcasts besteht aus der sogenannten «Gem-Session», wo generell etwas ältere Filme wie etwa «Elizabeth» diskutiert werden. Gekrönt wird das Ganze mit einer Vorschau à la «Demnächst im Kino».

Obwohl durch den Aufbau des Podcasts mehrere Filme behandelt werden, leiden die mittleren Segmente ein wenig darunter, die ruhig länger sein könnten. Dabei fehlt manchmal auch ein Gefühl dafür, wie spoilerfrei die Diskussionen sein dürfen, sodass sich diese auch richtig entfalten können. Noch experimentieren Olivia und Andri ein wenig herum. Denn bisher sind erst drei Folgen erschienen, die vierte soll bald folgen.

«Es soll eine möglichst natürliche Unterhaltung sein. Da wir uns normalerweise auf Englisch unterhalten, haben wir die Sprache gleich beibehalten», erklärt Olivia. Kennengelernt haben sich die zwei Studierenden der Uni Zürich im Theater des Englischen Seminars. Die beiden Filmbegeisterten hoffen, mit einem monatlichen Filmpodcast auf Englisch in Zürich eine Nische gefunden zu haben. «Das Ziel ist schon, die Verbindung zur Zürcher und Schweizer Filmlandschaft zu machen», meint Andri.

Dabei ist es angenehm, dem Gespräch der beiden zuzuhören, da sie nicht nur neue Perspektiven bringen, sondern auch Spass daran haben – man lauscht schliesslich einem Küchentisch-Gespräch zweier Befreundeter. Die Beiden sind sich durchaus nicht immer über die Filme einig. «Das trägt aber zur Unterhaltung bei», ist sich Andri sicher. Nebst einem Tisch brauchen die beiden zur Podcast-Produktion bloss ein Handy – das Ziel ist vorerst Regelmässigkeit, nicht Professionalität. Für die nächste Episode ist bereits die Besprechung des Oscar-Anwärters «Phantom Thread» und des italienischen Dramas «Il Conformista» angekündigt. Falls du also genauso gerne wie sie ins Kino gehst, ist dieser Podcast bestimmt auch einer für dich. [mis]

«One For You» ist auf iTunes, Soundcloud und Twitter (@oneforyoupod) zu finden.

Kunst verbindet Menschen

Brücken zu bauen, und wenn sie nur metaphorisch sind, ist für ein Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft essentiell. Gerade in der Schweiz, wo sich die Bevölkerung aus unterschiedlichsten Nationalitäten zusammensetzt. Einen grossen Teil davon – eine Viertelmillion – machen Albaner und Albanerinnen aus. Die Zürcher Organisation «Brezi Ynë» möchte genau dies: Menschen zusammenbringen. Der Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, albanische Kunstschaffende zu unterstützen, um gleichzeitig den interkulturellen Austausch zwischen der Schweizer und der albanischen Bevölkerung zu fördern.

Die Gründerin und Präsidentin der Organisation, Linda Arifi, wuchs in der Schweiz auf, kommt jedoch ursprünglich aus dem Balkan. Sie erzählt vom Gefühl, weder hier noch da wirklich zu Hause zu sein: «Viele kennen das: Man ist hin- und hergerissen zwischen zwei Orten. Zumindest mir ging es oft so. Mir war es wichtig, einen Weg zu finden, die Brücke zwischen diesen zwei Kulturen zu schlagen.» Aus diesem Wunsch heraus entstand «Brezi Ynë», was übersetzt so viel heisst wie «Unsere Generation». Gleichzeitig betont Linda, dass ihr Verein keine politischen oder religiösen Ziele verfolgt. «Brezi Ynë» ist vielmehr eine Plattform für noch unbekannte albanische Künstler und Künstlerinnen, die in ihrem Schaffen gesellschaftsrelevante Themen verarbeiten. Die Kunst dient dabei als Vermittlerin. «Kunst ist nämlich eine Sprache, die jeder versteht», so Linda.

Linda arbeitet mit vier weiteren Mitgliedern für die Organisation. Sie tun das alle ehrenamtlich. Darum ist es nun auch schon zwei Jahre her, dass «Brezi Ynë» eine Veranstaltung organisiert hat. «Unsere erste Kunstausstellung hat 2015 stattgefunden und war ein Erfolg, aber danach hatten wir neben der Arbeit keine Zeit und auch kein Geld mehr, um etwas Neues auf die Beine zu stellen. Denn wir haben alles aus eigener Tasche finanziert», erklärt Linda. In dieser zweijährigen Pause hat die Vereinspräsidentin die Zeit genutzt, um weitere Kontakte zur albanischen Kunstszene auf dem Balkan zu knüpfen, um so neue Talente zu entdecken. Darum ist mittlerweile ein neuer Event in Planung.

Am 8. März 2018, dem Weltfrauentag, veranstaltet die Organisation eine Vernissage, wo Gemälde der jungen albanischen Künstlerin Aida Sinani gezeigt werden, begleitet von kurzen Gedichten. Linda lernte Aida kennen, als diese erst 16 Jahre alt war, und war von den ausdrucksstarken Bildern der jungen Frau verblüfft. Deshalb hat sie ihr Schaffen in den vergangenen Jahren weiterverfolgt und Aida schliesslich angefragt, Bilder für eine Ausstellung für «Brezi Ynë» zu malen.

Die Ausstellung trägt den Namen «Mädchen, keine Bräute» und thematisiert die Zwangsverheiratung von Minderjährigen. Die heute 19-jährige Aida Sinani hat sich dessen angenommen und mehrere Gemälde angefertigt und dieses Thema auf ihre Weise interpretiert. Im Rahmen dieser Ausstellung tritt am 10. März die kosovarische Musikerin Andrra auf. Die Sängerin, die melancholischen Electro produziert, singt ebenfalls über die Zwangsverheiratung von Mädchen. «Brezi Ynë» schafft es so erneut, die Kunst zu nutzen, um Brücken zu schlagen: Künstlerinnen wie Aida und Andrra erhalten die Möglichkeit, Menschen zu erreichen und zu berühren, ohne dass die Problematik dabei an Ernsthaftigkeit verliert. [aga]

«Vajza, jo nuse – Mädchen, keine Bräute». Kunstausstellung vom 8.–17. März 2018 in der Photobastei 2.0. Am 10. März 2018 tritt ausserdem die Electro-Künstlerin Andrra in der Photobastei 2.0 auf, gefolgt von einer Afterparty mit der albanischen DJane Oda.

Zu Tisch!

Sie sind Teil unserer Gesellschaft und leben trotzdem oft ohne Kontakt zur einheimischen Bevölkerung: Die Rede ist von Menschen, die aufgrund von Kriegswirren, politischer Verfolgung oder Perspektivlosigkeit aus ihrer Heimat flüchten mussten. Mit dem Ziel, Geflüchtete mit Schweizerinnen und Schweizern zusammenzubringen, wurde 2014 das karitative Projekt «Gemeinsam Znacht» ins Leben gerufen.

Der Name ist Programm: Interessierte laden Geflüchtete zum Abendessen zu sich nach Hause ein. Gastgebende und Gast haben so beim gemeinsamen Dinieren und Konversieren die Möglichkeit, die jeweilige Kultur, Religion und Sprache des anderen besser kennen zu lernen. Vor allem aber stehen die Geflüchteten als Menschen im Zentrum: Denn egal, woher sie stammen, hinter jedem und jeder verbirgt sich ein individuelles Schicksal. Auch solche ernsthaften Themen kommen nebst dem Znacht auf den Tisch.

Serdal Avsar, der an der Uni Zürich Recht studiert, hat bei «Gemeinsam Znacht» als Gastgeber mitgemacht. Sein Gast war der 20-jährige Ramazan. Der Afghane, der seit zwei Jahren in der Schweiz ist und momentan im Asylheim in Regensdorf lebt, brachte als Geschenk einen Rosenstrauss mit. Eine aufmerksame und nette Geste, findet Serdal.

«Die Konversation war zu Beginn etwas harzig», räumt Serdal ein. «Das lag aber vermutlich weniger an der fehlenden Neugier seinerseits, sondern eher am noch mangelnden Wortschatz», meint Serdal. Dennoch habe Ramazan nicht nur von seiner Flucht erzählt, sondern auch davon, dass seine Familie verstreut in alle Himmelsrichtungen lebe und dass er Judo unterrichte. Es sei ein angenehmer und interessanter Abend gewesen, sodass er wieder mitmachen werde, resümiert Serdal. Die Anmeldung erfolgt online. Dort kann man auch wählen, ob man eine Einzelperson, ein Paar oder eine Familie einladen möchte. Des Weiteren kann man auch entscheiden, ob man die Anreisekosten des Gastes übernehmen will.

Bisher wurden so über 350 Begegnungen vermittelt. Auf Instagram werden Gruppenselfies gepostet, die das Abendessen fotografisch festhalten, um «Gemeinsam Znacht» auch in den sozialen Medien bekannt zu machen. [ayf]

Interessierte beider Seiten können sich auf der folgenden Seite melden: www.gemeinsamznacht.ch

Soldaten vor dem Bundeshaus während des Landesstreiks.

Die Schweiz streikt

Vor hundert Jahren streikten Angestellte in der ganzen Schweiz. Mitten in den Unruhen waren auch Studierende.

Stephanie Caminada

Die Lebensbedingungen und die materielle Lage breiter Bevölkerungskreise hatten sich seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zunehmend verschlechtert. Die andauernde Versorgungskrise und soziale Not führten 1918 landesweit zu Unruhen. Arbeiterschaft und Bürgertum feindeten sich an. Gleichzeitig befürchtete die freisinnige Regierung, dass die revolutionären Bewegungen im Ausland auf die Schweiz überschwappen könnten. Man wollte gar eine Umsturzgefahr in der Arbeiterschaft erkennen, eine Gefährdung für die Eidgenossenschaft. Als der Bundesrat die Erhöhung des Milchpreises verordnete, drohte das Oltener Aktionskomitee als federführende Arbeiterorganisation erstmals mit einem Generalstreik. Die innenpolitischen Spannungen spitzten sich weiter zu: Die Bundesregierung liess zur Wahrung der nationalen Sicherheit im ganzen Land Ordnungstruppen mobilisieren. Versammlungen wurden verboten, Demonstrantinnen und Demonstranten mit Luftschüssen und Säbelhieben zurechtgewiesen. Als Antwort auf diese als Provokation empfundene Machtdemonstration rief das Aktionskomitee unter der Führung von SP-Nationalrat Robert Grimm schliesslich zum Landesstreik auf. Als Streikparole wurde eilends ein Katalog von neun Forderungen formuliert, die sozusagen gerade auf der Hand lagen; darunter Neuwahlen des Nationalrats nach dem Proporzsystem, das Frauenstimmrecht, die Beschränkung der Wochenarbeitszeit sowie eine Alters- und Invalidenversicherung. Am 12. November folgten dem Streikaufruf schweizweit über 250'000 Gleichgesinnte.

Studentische Hilfsaktionen

Dabei nahmen Studierende eine bedeutende Rolle ein: Einige teilten zwar die progressive Haltung der Arbeiterschaft, doch ein Grossteil stärkte der Regierung als «Nationalgesinnte» begeistert den Rücken. Das Rektorat der Universität Zürich hatte durch einen Anschlag am schwarzen Brett die Studierenden aufgefordert, sich von den Demonstrationen fernzuhalten und stattdessen ihre «jugendliche Kraft und Begeisterung in den Dienst des Gesetzes und der Ordnung zu stellen».

So trafen sich beispielsweise neun sogenannte «Vertrauensmänner» aus verschiedenen Fakultäten der Uni und ETH Zürich im Café Elite, um eine Studierendenbewegung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ins Leben zu rufen. Die Vertrauensmänner betonten, dass die Mitarbeit der Studierenden basierend auf Freiwilligkeit, politischer Neutralität und Unabhängigkeit von Parteien und studentischen Verbänden erfolge. Jedem wurde die Teilnahme ermöglicht. Mehr als die Hälfte der immatrikulierten Studierenden gesellte sich dazu. Vorlesungen wurden teilweise eingestellt. Für ihr Engagement erhielten sie von bürgerlicher Seite viel Lob, und so liest sich der Bericht über ihre studentische Aktion wie ein patriotisches Epos.

Studierende springen ein

Konkret betätigten sich Medizinstudierende in den Militärspitälern, andere sammelten durch die sogenannte «Liebesgabensammelstelle» Geld für grippekranke Soldaten. Durch den Streik wurde insbesondere die Herausgabe der bürgerlichen Presse unterbrochen, während die Arbeiterinnen und Arbeiter linker Medien regulär arbeiteten oder studentische Hilfskräfte anheuerten.

Als Reaktion wurde mit der «Bürgerlichen Presse» ein improvisiertes Notinformationsorgan geschaffen, das die Studierenden auf der Strasse verkauften. Sie halfen auch bei der Schaffung einer Verbindung zwischen der Stadt und ihrer Umgebung durch einen Automobil-Kurierdienst, der durch den Ausfall des Eisenbahnverkehrs nötig geworden war. Ausserdem leisteten einige Studierende im Post- und Telegraphendienst wertvolle Dienste, und andere beteiligten sich bei der Bürgerwehr, die im Notfall an die Seite der Ordnungstruppen getreten wäre. In Zürich soll die Initiative zur Gründung der Stadtwehr sogar von der Studentenschaft ausgegangen sein. Die Polytechniker der ETH nahmen sich insbesondere der technischen Betriebe an und machten sich beispielsweise im Trambetrieb nützlich.

Der politische Gegenpol

Den «nationalgesinnten» Studierenden stand auch eine, zahlenmässig jedoch weit unterlegene, Opposition gegenüber. Die Zürcher Sektion der Studentenverbindung «Schweizerischer Zofingerverein» (Zofingia) verteilte ein Flugblatt der «unabhängigen Studenten». Darin bekundete sie ihre Solidarität mit der Arbeiterbewegung und grenzte sich von der «oberflächlichen, geistlosen Begeisterung» ihrer Mitstudierenden ab. Die «Zofingia» wollte sich auch jeglicher Militärgewalt widersetzen. Andere stellten sich in die Reihen von Wortführer Robert Grimm und der Sozialdemokratischen Partei. Doch weder die Arbeiterbewegung noch die mitstreikenden Studierenden waren in irgendeiner Weise «gefährliche Bolschewisten», die eine sozialistische Schweiz nach sowjetischem Vorbild etablieren wollten. Den Vorwurf aus bürgerlichen und rechten Kreisen widerlegte schon der Historiker Willi Gautschi in seinem Standardwerk «Der Landesstreik 1918». Denn der Streik war zum grössten Teil improvisiert, die Streikparole ein Katalog von unterschiedlichsten Forderungen, der landesweite Aufruhr eine Folge der durch den Krieg geschaffenen allgemeinen Verhältnisse. Die Streikenden waren nicht bewaffnet und bemühten sich zudem um Verhandlungen mit der Regierung.

Sie wollten nie den Bürgerkrieg, sondern die Solidarität der Bevölkerung und eine Abkehr von einem militärischen und kapitalistischen Regime. Obwohl als Druckmittel genutzt, war der Streik damit schliesslich das letzte Mittel.

Anfang der sozialen Schweiz

Nach drei Tagen musste der Landesstreik als Akt der Vernunft, aus Angst vor einer blutigen Eskalation und einem Bürgerkrieg, abgebrochen werden. Die Forderungen des Oltener Aktionskomitees blieben dabei unerfüllt. Der Landesstreik gilt trotz der Kapitulation als entscheidende Weichenstellung, denn in den folgenden Wochen und Monaten herrschte eine Kultur der Konsensfindung. Der Bundesrat war nun nicht mehr auf Konfrontationskurs, sondern zeigte sich offen für die Anliegen der arbeitenden Bevölkerung. Es kam zu Fortschritten bei den Arbeitsbedingungen, in der Sozialpolitik und der politischen Partizipation. Später bekannte sich auch die SP zum Militär, um die neu aufkommende Gefahr gemeinsam zu bewältigen: die faschistische Partei «Nationale Front». ◊

Studierende beteiligten sich bei der Bürgerwehr

Sportpsychologie bewegt Geist und Körper

UNIVERSITÄT BERN

Sind Sie ...

- **fasziniert vom Zusammenspiel zwischen Geist und Körper?**
- **begeistert von den vielen Facetten des Sports?**

DAS Sport Psychology (DAS SP Unibe) 30 ECTS-Credits

Der berufsbegleitende Weiterbildungsstudiengang Sportpsychologie befähigt in 19 dreitägigen Kursblöcken, ergänzt durch Selbststudium, Praxiserfahrung und Supervision zu eigenverantwortlicher sportpsychologischer Tätigkeit.

Dauer: November 2018 bis Oktober 2021
Anmeldeschluss: 1. Juni 2018

Information: Institut für Sportwissenschaft, Bremgartenstr. 145, 3012 Bern, Tel. +41 31 631 51 70, sportpsychologie@ispw.unibe.ch, www.sportpsychologie.unibe.ch

Lernen zwischen vielen Büchern

Die Zentralbibliothek, der Strickhof, das Careum und die Bibliothek des Deutschen Seminars sind die beliebtesten Lernplätze der Uni. Wer nicht Schlange stehen will für einen Lernplatz, findet in sieben anderen Bibliotheken eine ebenso gute Atmosphäre. Eine Übersicht über verschiedene Standorte.

Nadja Fitz (Text)
Oliver Camenzind (Grafik)

1 VWL-Bibliothek
Wer eine Lerngelegenheit sucht, um die Zeit zwischen zwei Vorlesungen zu überbrücken, sich im lärmigen Lichthof aber unmöglich konzentrieren kann, sollte es in der VWL-Bibliothek versuchen. Im Geschoss H befindet sich der Eingang zur unspektakulären Bibliothek, die ihren Zweck aber hervorragend erfüllt und eine ruhige Alternative zum ansonsten sehr geschäftigen Treiben im Hauptgebäude darstellt.
Rämistrasse 71, KOL-H-303

2 Asien-Orient-Institut
Die Asien-Orient-Bibliothek besteht aus vielen hellen aber kleinen Räumen, die in einem Rundgang angeordnet sind. Zwar befinden sich in jedem Raum nur gerade vier Arbeitsplätze. Das ist gleichzeitig aber auch der grösste Trumpf des Asien-Orient-Instituts: Ob im Gang, in der Cafeteria oder im Untergeschoss, hier finden sich abwechslungsreiche Aufenthaltsmöglichkeiten, um auch einen ganzen Lerntag mühelos zu überstehen.
Rämistrasse 59, RAA

3 Rechtswissenschaftsbibliothek
Diese Bibliothek ist alles andere als ein Geheimtipp: Der spektakuläre, vom Architekten Santiago Calatrava entworfene Innenhof der Bibliothek ist wohl über die Universitätsgrenzen hinweg bekannt. Und gerade deshalb sollte jeder, der an der Universität studiert, zumindest einmal dort gewesen sein. Aber auch zum Lernen eignet sich die Bibliothek hervorragend: helles Holz, warmes Licht und ein offener Raum schaffen eine fördernde Atmosphäre.
Rämistrasse 72/74, RAI

4 Slavisches Seminar
Bei diesen Arbeitsplätzen handelt es sich um keine klassischen Arbeitsplätze, wie man sie in einer Bibliothek erwarten würde. Im Untergeschoss eines unscheinbaren Gebäudes an der Plattenstrasse befinden sich die mit Sitzsäcken, einem Sofa und einer Kaffeemaschine ausgestatteten Räume. Wer es mit der Produktivität nicht so streng nimmt und auch mal auf seinen Laptop verzichten kann, ist hier perfekt aufgehoben.
Plattenstrasse 43, PLG

5 Englisches Seminar
Ein grosser, offener Raum. An den Seitenwänden stehen Bücherregale, durch unzählige Fenster dringt natürliches Licht. Die Bibliothek des Englischen Seminars eignet sich für alle, denen die Motivation bereits beim Gedanken an muffige Bücher und flackerndes Neonröhrenlicht vergeht. Etwas abseits liegt sie inmitten eines ruhigen und grünen Quartiers, nur einen kurzen Spaziergang vom Hauptgebäude der Uni entfernt.
Pestalozzistrasse 50, PET

6 Naturwissenschaftliche Hauptbibliothek
Der Strickhof ist wohl mit Abstand der beliebteste Lernplatz am Irchel. Wer aber etwas Abwechslung möchte, sollte in der Hauptbibliothek der Naturwissenschaften vorbeischauen. Studierende, die gerade an ihrer Masterarbeit schreiben, können sogar Einzelarbeitsräume beantragen.
Winterthurerstrasse 190, Y15

7 Bibliothek des IPMZ
Die kleine Bibliothek in Oerlikon, in der auch in der Prüfungsphase immer ein Plätzchen zu finden ist. Zwar sind die Arbeitsplätze nicht so luxuriös ausgestattet und voneinander abgetrennt wie etwa in der ZB oder in der Bibliothek des Englischen Seminars, aber wen gemeinsame Arbeitsflächen nicht stören, der ist hier genau richtig.
Andreasstrasse 15, AND

WENIGER VIELFALT, WENIGER SCHWEIZ.

Auch Radio SRF würde bei einem Ja verschwinden!

NEIN

Am 4. März zur Abschaffung von Schweizer Radio- und TV-Sendern

sendeschluss-nein.ch